

Süddeutsche Zeitung

»Der Sohn des Teufels«, Süddeutsche Zeitung, 19.02.2016

Ein Mensch wie tausend Teufel

Carl Chmielewski war Kommandant des Konzentrationslagers Gusen. Er war so brutal, dass es sogar der SS zu viel wurde. Erst nach 70 Jahren fand sein Sohn Walter die Kraft, seine grausamen Erinnerungen einem Autor zu diktieren - an eine Jugend zwischen Sonntagsbraten und Todeslager

Von Michael Morosow

Carl Chmielewski war ein grausamer Mensch, für viele seiner Opfer ein blutrünstiger Teufel in Menschengestalt. „Beim Anblick dieser Bestie zitterten alle“, sagte nach seiner Befreiung ein Häftling des KZ Gusen in Oberösterreich, in dem zwischen 1940 und 1945 nahezu 35 000 Menschen umgebracht wurden; viele vom KZ-Kommandanten Chmielewski eigenhändig erschlagen, totgepeitscht, erschossen, totgetreten. Aus der Laune heraus, zumeist im Vollrausch. Er vergewaltigte weibliche Häftlinge und raubte Wertsachen, bis sich sogar die SS zum Einschreiten gezwungen sah. Er kam ins Gefängnis des Lagers Dachau und tauchte nach dessen Befreiung unter. 1961 wurde er wegen 283-fachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt, 1979 von Franz Josef Strauß begnadigt. Carl Chmielewski starb 1991 in Bernau am Chiemsee. Er hinterließ einen Sohn, Walter Chmielewski.

„Trinken Sie den Kaffee mit Zucker und Milch?“, fragt der Sohn des Teufels sein Gegenüber. Er hat eine kräftige Stimme für einen 87-Jährigen, sein Augenlicht hat dagegen arg nachgelassen. Auf dem rechten Auge ist er blind, das linke hat ein Sehvermögen von zehn Prozent. Auf dem von seiner Lebensgefährtin Johanna Lohs geschmackvoll gedeckten Kaffeetisch liegt ein Buch mit erdfarbenem Umschlag. Das Cover zeigt Walter lächelnd hinter einem Stacheldraht, seine Schläfen sind kahlrasiert, wie es sich für einen Jungspund in Nazideutschland gehörte. Lächeln im Angesicht eines Stacheldrahtes, das Bild steht für die zerrissene Kindheit und Jugend von Walter Chmielewski. Der Titel des 477 Seiten starken Bandes: „Der Sohn des Teufels“, erschienen im Oktober 2015 im Offizin Verlag Zürich, Autor Holger Schaeben. „Es sind wieder böse Erinnerungen wach geworden“, sagt der in Unterhaching lebende Rentner. Er selbst hatte vor zwei Jahren das Bedürfnis, sein langes Schweigen zu brechen und fand in dem freien Autor Holger Schaeben einen Ghostwriter. Dieser recherchierte mehr als ein Jahr und suchte dabei auch die Orte des Geschehens auf. Am Ende stand ein biografischer Roman, literarisch geschrieben, aber auf Fakten gestützt.

Walter Chmielewski wird am 23. Juni 1929 in München geboren. Ende 1932 tritt sein Vater, ein arbeitsloser Holzbildhauer und Elfenbeinschnitzer, der NSDAP bei, 1933 verbietet er seiner Frau Maria, weiterhin für einen jüdischen Chef zu arbeiten. Walter ist gerade einmal vier Jahre alt, als sein Leben unterm Hakenkreuz beginnt. Noch aber ist er nicht angewidert von all den Herrenmenschen und deren kruden Machtfantasien. Mit dem Aufstieg seines Vaters in der SS-Hierarchie bis hin zum Lagerleiter des KZ Gusen verbessert sich das Auskommen der ganzen Familie. Plötzlich ist genügend Geld da für eine größere Wohnung mit Garten in München-Sendling, bald steht ein BMW 326 Cabriolet vor der Haustüre. Und wie freute sich der Bub, als sein Vater am 3. August 1936 mit ihm auf der Tribüne des Berliner Olympiastadions saß, als Jesse Owens das Finale im 100-Meter-Lauf gewann. Zu Weihnachten bekommt er, was er sich wünscht: Skier, Elektronik-Baukasten, stromlinienförmige Lokomotive, schwarze Dampflok. Was er aber nie bekommt, ist väterliche Liebe.

Dabei hatte sein Vater Großes mit ihm vor, steckte ihn 1938 in die Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) in Potsdam, eine braune Kadenschmiede, in der das Jungvolk auf Linie gebracht wurde. Doch Walters Mutter hielt dagegen, befreite ihn aus den Fängen der ideologisch verbrämten Seelenfänger und holte ihn zurück ins Elternhaus, das nun in Sankt Georgen stand, unweit vom KZ Gusen. „In dem NS-Elite-Internat war ich sehr unglücklich, weshalb das Leben in Sankt Georgen, so paradox das klingt, für mich wie eine Befreiung war“, berichtet Walter Chmielewski. Wie arg müssen die Zustände in der Napola wohl gewesen sein, wenn sich ein Kind neben einem Massenvernichtungslager wohler fühlt als dort?

Walter ist elf Jahre alt, als sein Leben als Grenzgänger zwischen zwei Welten beginnt, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Die eine riecht nach Apfelstrudel und frisch gemahltem Kaffee, die andere nach verbrannten Menschenleibern. In der einen steht der Vater, ein Hobbykoch, mit weißer Schürze in der Küche, in der anderen betrunken mit der Peitsche auf dem Appellplatz. Die Bürger von Sankt Georgen haben sich schnell mit den

SS-Schergen arrangiert, Freundschaften entstehen, Ehen werden geschlossen. Carl Chmielewski und andere Menschenschlächter wohnen Tür an Tür. Die Kontakte der SS-Familien zu den Dorfbewohnern sind eng. Autor Schaeben schreibt: „Die Frauen trafen sich beim Einkaufen, die Kinder beim Spielen, die Männer beim Morden.“ Im Hause Chmielewski gehen SS-Größen wie Heinrich Himmler ein und aus. Sie seien nett zu ihm gewesen, wie auch Adolf Hitler sehr freundlich zu ihm gewesen sei, als er ihn einmal im „Braunen Haus“ in München traf, erzählt Walter Chmielewski. „Er tätschelte meine Wangen und sagte: So stelle ich mir deutsche Jungen vor.“

Nur noch selten besucht Walter seinen Vater im Lager, auch weil er die beißenden Rauchschwaden aus den Kaminen der Verbrennungsöfen nicht mehr ertragen kann. SS-Hauptsturmführer Carl Chmielewski spricht mit seinem Sohn inzwischen nur noch im Befehlstone, seine Verbrechen im Lager werden häufiger und brutaler.

„Unter dem Gelächter der besoffenen SS-Männer prügelte Chmielewski, der so betrunken war, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte, eigenhändig. Er wankte und drosch mit dem Ochsenziemer ein: auf Köpfe, Rücken, Nieren“, schreibt Schaeben. Dem Lager-Friseur schoss er grundlos eine Kugel ins Auge, öfter betrat er eine Wohnbaracke über das Fenster und stieg über die Häftlinge hinweg. Als ein Häftling namens Novak entkam, mussten auf seine Anordnung hin alle Mithäftlinge zwei Tage und Nächte „auf dem Appellplatz strammstehen, ohne Essen und Trinken, und in kurzen Intervallen im Chor „Komm nach Hause, Novak“ rufen. Wer zusammenbrach, wurde auf der Stelle erschossen. „Papa, warum tust du das alles nur?“, fragte Sohn Walter einmal. „Das sind doch nur Verbrecher und Untermenschen“, bekam er zur Antwort.

Autor Schaeben zitiert einen polnischen KZ-Gefangenen: „Über sich selbst sagte Chmielewski, er sei die Verkörperung von tausend Teufeln, er habe keine menschlichen Empfindungen wie Mitleid oder Erbarmen, er versteht nicht, was es heißt, ein Herz für Menschen zu haben, nichts und niemand konnte ihn rühren.“ Walter Chmielewski sagt: „Mein Vater hat für mich immer zwei Gesichter gehabt. Wenn er seine SS-Stiefeln angezogen hat, wurde er zu einem völlig anderen Menschen, sein Reden, sein Gesichtsausdruck veränderten sich mit einem Schlag. Dann ist er mir immer unsympathisch gewesen.“

Wer einen Teufel zum Vater hat, braucht einen Schutzengel, um nicht selbst zur Hölle zu fahren. Maria Chmielewski liebte und schützte ihren „Herzibua“ und stärkte seine Abwehrkräfte gegen alle Nazi-Ideologien. „In ihrem Walter hielt sie immer eine Flamme des Zweifels am Brennen, die ihm sagte, dass die Sache, für die sein Vater stand, nicht nur zu verurteilen, sondern zu verabscheuen sei“, schreibt Schaeben. Nicht nur über ihren Sohn, auch über die Lagerinsassen hielt sie ihre schützende Hand. Sie hatte bald Respekt und Angst vor ihrem Mann verloren. „Daheim habe ich das Sagen, wenn du anschaffen willst, dann gehst in dein Lager“, herrschte sie ihn einmal an. Die mutige Frau setzte unter anderem durch, dass Häftlinge die gleiche Mahlzeit wie die SS-Wachen bekamen. Der Frau des Lagerführers wagte niemand zu widersprechen. „Nach der Befreiung kam ein Häftling zu uns nach Hause und sagte zu meiner Mutter: Ihren Mann haben wir gehasst, aber Sie sind im Lager verehrt worden wie eine Madonna.“

Als Maria Chmielewski von einer Liebschaft ihres Mannes erfährt, verlässt sie ihn. Carl Chmielewski wird Anfang 1943 Lagerleiter des KZ Herzogenbusch in Holland. Im Herbst wird er wegen „Überschreitung der Befehlsgewalt“ von einem SS-Gericht zu 15 Jahren Haft verurteilt. Sohn Walter wird mit 14 Jahren an die Front in der Ostmark geschickt - und als Kriegsgefangener ausgerechnet im ehemaligen KZ Gusen interniert, wo er Leichenberge beseitigen muss. Mit seiner Mutter zieht er nach Kriegsende nach München. Dort führte er 30 Jahre lang ein technisches Büro. Im Alter von 71 Jahren eröffnete er mit seiner Lebensgefährtin Johanna in Harlaching einen Geschenk Laden. Im Alter von 86 Jahren setzte er sich zur Ruhe.

Seinen Vater besuchte er nur noch einmal. Zur Aussöhnung kam es nicht. „Der war voller

Selbstmitleid“, sagt der Sohn. Hat er seinem Vater verziehen? „Nein“, sagt er mit kräftiger Stimme. Walter ist 87 Jahre alt, als er das bewegendste Kapitel seines Lebens endgültig zuklappt.



die tageszeitung

»Der Sohn des Teufels«, taz, 06.01.2016

„**Verbrecher und Untermenschen**“

Von Cigem Akyol

taz: Herr Chmielewski, „Ein guter Häftling hält es nicht länger als 3–4 Monate im KZ aus; wer es länger aushält, ist ein Gauner“ lautete ein Leitsatz Ihres Vaters, SS-Hauptsturmführer und KZ-Kommandant Carl Chmielewski. Wie geht es Ihnen, wenn Sie diesen Satz heute hören?

Walter Chmielewski: Dieser furchtbare Satz bestätigt mir, wie richtig die Verachtung meinem Vater gegenüber war. Leider erkannte ich den wahren Menschen Carl Chmielewski erst zu spät, aber als Kind ist man nicht fähig, so klar zu sehen oder zu beurteilen. Heute überkommt mich bei diesem Satz Übelkeit gegenüber einer solchen Menschenverachtung.

Mit sechs Jahren haben Sie zum ersten Mal ein Konzentrationslager von innen gesehen. Sie sind in das KZ-Sachsenhausen zum Haarschneiden gegangen. Sie hörten Schüsse, sahen Krematorien, rochen den Gestank der verbrannten Leichen. Haben Sie verstanden, was um Sie herum passierte?

Als Kind kann man all dies nicht richtig begreifen, man kann es nicht verstehen oder beurteilen. Natürlich habe ich meinen Vater gefragt, warum sie die Menschen so schlecht behandeln. Es seien alles Verbrecher und „Untermenschen“, antwortete er mir. Ich war entsetzt, habe meinen Vater in solchen Momenten verabscheut, aber ich war in solch einem Zwiespalt. Denn wenn ich mit ihm spazieren gegangen bin und er in seiner fantastischen Uniform beachtet wurde, dann war ich auch stolz auf ihn. Es war eine ganz eigenartige Situation. Ich lernte die ganze „SS-Prominenz“ von Rudolf Höß bis Franz Ziereis kennen.

Wann haben Sie realisiert, dass um Sie herum ein Völkermord geschieht und Ihr Vater aktiv an dieser Vernichtung teilnimmt? Seine Brutalität brachte ihm den Beinamen „Der Teufel von Gusen“ ein – dem Titel Ihres nun erschienen Buches.

Ich habe nichts davon geahnt. Als Sohn eines SS-Offiziers besuchte ich eine „Nationalpolitische Erziehungsanstalt“, da ging es nur um militärische Erfolge. Niemals und nirgends

fiel das Wort „Konzentrationslager“. Bis zum Kriegsende wusste ich nicht, dass das KZ Gusen kein gewöhnliches Konzentrationslager war, sondern ein Vernichtungslager. Es gab also Quoten, wie viele Menschen man umbringen musste. Ich wusste, dass Menschen ermordet wurden. Zwar erzählte mein Vater von seiner Arbeit, aber die Dimension war mir nicht bewusst.

Sie wurden im Frühjahr 1940 von Ihrer Mutter nach Österreich geholt. Damals waren Sie elf Jahre alt und lebten mit Ihrer Familie wenige Kilometer vom KZ-Gusen entfernt. Trotz dieser Nähe, Ihres Zugangs zu den Lagern in Sachsenhausen und Gusen und der Erzählungen Ihres Vaters haben Sie nicht die Ungeheuerlichkeit ahnen können?

Ja, dem ist so. Mein Vater berichtete beim Abendessen von all den Selbstmorden oder wenn im Steinbruch Menschen verunglückten. So nebenbei, als wenn es täglich Brot für ihn wäre. Ich fand es furchtbar, aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass da drinnen tausende gemordet wurden. Ich dachte, dass in den Krematorien diejenigen wenigen verbrannt wurden, die im Steinbruch ums Leben kamen.

Trotz dieser Brutalität beschreiben Sie Ihren Vater als fürsorglichen Familienvater.

Ich persönlich kann mich kaum über ihn beklagen, er war immer gut zu mir. Aber natürlich war er zweifelsohne ein Mörder. Trotzdem glaube ich, dass all die blutigen Exzesse im Suff passiert sind. Nüchtern wird er all das nicht geschafft haben, im Suff traue ich ihm aber alles zu. Diese Seite nannte ich „das andere Gesicht“. In solchen Momenten war ich unfähig, zu reagieren.

Können Sie sich noch daran erinnern, wie Hitler Ihnen in München 1940 die Wange tätschelte?

Daran kann ich mich noch sehr gut erinnern. Ich beobachtete die Veranstaltung mit einer Mischung aus Neugier und Abscheu. Hitler hat die Hauptstadt seiner Bewegung besucht. Ich freute mich, dass mein Vater und ich in unseren Uniformen so viel Beachtung bekamen. Da kam wieder diese Zerrissenheit durch. Vor uns war eine alte Frau, die so glücklich war, den Führer nochmals live zu erleben – und ich hatte noch Mitleid mit ihr, weil ich das so erbärmlich fand. In der SS-Zentrale, im „Braunen Haus“, wo dann Hitler vorbeikam, stellte mich mein Vater seinem „Führer“ vor. Ich habe stramm „Heil Hitler“ gesagt. Dann hat mich Hitler mit einem sanften Lächeln angeschaut und gesagt: „Ja, so stelle ich mir die Zukunft Deutschlands vor.“

Sie sind 1945 in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. Wusste man, wer Ihr Vater war?

Nein, ich habe mir einen anderen Namen zugelegt, mein Soldbuch habe ich zuvor ent-

sorgt. Es war eine traumatisierende Zeit voller Schmerz.

Was meinen Sie damit konkret?

Als Kriegsgefangener musste ich nach Gusen, wo mein Vater als erster Lagerkommandant auch gemordet hatte. Dort mussten wir ein Massengrab schaufeln. Wir haben einen fürchterlichen Leichenhaufen aufgefunden. Wenn ich heute einen Knochen von mir berühre, fällt mir immer wieder ein, wie ich die erste Leiche angefasst habe, die kaum noch Haut hatte, sondern nur noch ein Skelett war. Wir mussten in die Gräber hinabsteigen, um die Gesichter nach oben zu drehen. Es war fürchterlich, dieser Gang auf toten Körpern, wie auf einem Luftkissen.

Wie lebt es sich mit solch einem historisch belasteten Erbe?

Wie ich damit leben konnte, weiß ich selbst nicht so genau – aber es ist mir weitgehend gelungen.

Ihrem Vater wurden seine außerehelichen Affären zum Verhängnis. Ohne sich von Ihrer Mutter scheiden zu lassen, heiratete er nochmals. Er wurde wegen Bigamie verurteilt, und erst da kam raus, dass er sich einen Tarnnamen zugelegt hatte und wer er eigentlich war. 1961 wurde er wegen 282-fachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt, 18 Jahre verbrachte er im Gefängnis und seine letzten 12 Lebensjahre in Freiheit.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt schon seit langer Zeit mit meinem Vater gebrochen, wir haben uns zuletzt im April 1945 gesehen. Die Verfahren habe ich aus der Ferne verfolgt. Es war schockierend, weil ich Angst hatte, dass ich durch all die Zeitungsberichte meinen Job verlieren könnte. Aber die Menschen haben mich eher ermutigt, mir immer wieder gesagt, dass mein Vater der Verbrecher sei und ich nichts damit zu tun habe. Sein Schicksal hat mich nicht berührt, das Verhältnis war so zerstört, dass es mir eigentlich egal war, was mit ihm passierte. Der war mir so fremd, und meine Distanzierung war auch eine Überlebensstrategie.

Dennoch haben Sie sich 1979 wieder auf Treffen mit ihm eingelassen. Warum?

Es war wieder solch ein fürchterlicher Zwiespalt. Einerseits wollte ich ihn nie wiedersehen, seine Zweitfrau, auch eine Person rechts außen, schilderte mir, er sei blind, krank. Er habe nur einen Wunsch vor seinem Tod, mich zu sprechen. Dann habe ich mich überreden lassen und bin hingefahren. Aber ich habe außer Mitleid nichts für diesen alten Mann empfunden. Kurioserweise erlebte ich einen sanften, lebenswürdigen Herrn. Niemand hätte glauben können, dass er ein fürchterlicher SS-Schergen war, der tausenden Menschen den Tod gebracht hat.

Haben Sie über seine Taten gesprochen?

Nein, ich wollte auch nicht darüber reden. Es wäre zu ganz schlimmen Auseinandersetzungen gekommen, denn er war sich keiner Schuld bewusst, hat nie verstanden, warum er ins Gefängnis musste. Er hatte ja sogar noch Kontakt zu Gudrun Burwitz, der Tochter von Heinrich Himmler.

Die auch bei der Beisetzung Ihres Vaters im Dezember 1991 anwesend war. War sein Tod eine Erleichterung für Sie?

Ich war weder froh noch entsetzt, es war mir gleichgültig.

Warum jetzt dieses Buch? Sie sind 86 Jahre alt. Reißen Sie nicht nur alte Wunden auf?

Natürlich ist die Vergangenheit aufwühlend, und all das geht sehr stark an die Substanz. Es sind furchtbare Erinnerungen, die ich vergessen wollte, aber nie vergessen konnte. Die Bilder von den Massengräbern waren immer unterschwellig da, und heute bin ich froh, dass dieses Buch entstanden ist. Es ist keine Abrechnung. Es gibt nicht mehr viele Zeitzeugen, die Konzentrationslager von innen gesehen haben.

Vater war KZ-Lagerführer

Münchner (86): Mein Vater ist ein Massenmörder

Martina Scheffler/dpa, 22.04.2016 - 18:25 Uhr



Walter Chmielewski mit seinem Buch über seinen Vater Karl, den KZ-Lagerführer (kl. Bild). Foto: U. Düren/dpa; Wikipedia/Go2War2

Walter Chmielewski aus München ist Sohn eines KZ-Lagerführers. Jetzt legt der 86-Jährige Zeugnis ab – von den Bestialitäten des Vaters, dem „Teufel von Gusen“.

München - Die Sonne scheint auf die rosa Blütenblätter, die den Rasen des gepflegten Vorgartens fast zudecken. In einer gemütlichen Wohnung in Unterhaching ist der Tisch gedeckt, Kaffee wartet. Walter Chmielewski, ein freundlicher 86-Jähriger, empfängt im Janker den Besuch. Er ist der Sohn eines Massenmörders.

„Dass mein Vater ein Massenmörder ist, muss ich zugeben“, sagt er, und man merkt, wie schwer ihm der Satz fällt. Kürzlich ist ein Buch über seine Erinnerungen erschienen – obwohl sein Vater wegen fast 300-fachen Mordes schon 1961 verurteilt worden ist.

Lesen Sie hier: Wie ein Pfleger eine Rentnerin abzockt

Walter Chmielewski ist der Sohn von Karl Chmielewski, Lagerführer im KZ Gusen, einem Außenlager des KZ Mauthausen, und der „Teufel von Gusen“ genannt wurde. „Der Sohn des Teufels“, so heißt das Buch, das Ende 2015 auf den Markt kam.

Warum tut er sich das an, im hohen Alter? Jetzt habe er Zeit, sagt er. „Ich wollte als Zeitzeuge mein Wissen und meine Erinnerung der Nachwelt zugute kommen lassen.“ Leicht war es nicht. „Ich habe das Meiste jahrzehntelang verdrängt, das kam alles wieder hoch.“ Erst bei Recherchen für das Buch sei ihm klar geworden, dass sein Vater ein Massenmörder war.

Privat ein "normaler Mensch"

Der Vater kommt 1940 nach Mauthausen, beaufsichtigt den Bau von Gusen, wird Lagerführer. Einer seiner Leitsprüche als Lagerkommandant ist: „Ein guter Häftling hält es nicht länger als drei bis vier Monate im KZ aus, wer es länger aushält, ist ein Gauner.“

Der junge Walter geht zum Haarschneiden zu einem inhaftierten Friseur, plaudert verbotenerweise mit Häftlingen. Die Morde, die der Vater begeht, sieht er nicht. Doch er riecht den Gestank vom Krematorium, sieht Häftlinge als Strafe in der Kälte stehen. „Ich habe ihn nur entsetzt als Kind zur Rede gestellt, und er sagte, das sind alles Volksschädlinge.“ Privat sei er „ein normaler Mensch“ gewesen und ein anderer, wenn er ins Lager ging. Geliebt habe er den Vater nie.

Die SS-Karriere des Vaters endet, als er verurteilt wird. Da war er für Mutter und Sohn längst gestorben: Er hatte zwei Geliebte. Die Mutter war ein „hundertprozentiges Gegengewicht“ zum Vater, schildert Chmielewski. Wenn Häftlinge als Handwerker ins Haus kamen, aßen sie mit der Familie Brotzeit. Ein inhaftierter Professor habe nach der Befreiung gesagt: „Den Mann haben wir gehasst, aber die Mutter haben wir verehrt wie eine Madonna“, erinnert sich Chmielewski. Seine Augen werden feucht.

Träume vom Leichen begraben

Nach dem Krieg hat er den Vater, der seine lebenslange Zuchthaus-Strafe in Straubing abgesessen hatte, erst nach seiner Begnadigung 1979 gesehen. Die Gefühle für ihn seien „absolut bei Null“ gewesen. Dass es nicht zu einer Aussprache kam, bereut Chmielewski nicht. Er träumt auch nicht vom Vater – sondern davon, dass er als Kriegsgefangener mit 15 im KZ Gusen Leichen begraben musste.

Gibt es Ähnlichkeiten mit dem Vater? Er überlegt. Äußerlich vielleicht, sonst sei er ganz anders, sensibel, natur- und tierliebend, ein linker Sozialdemokrat. Kinder hat er nicht.

Einen Schlusstrich gebe es nicht, glaubt der 86-Jährige. Er ist offen – auch für Gespräche mit Opferfamilien. Sein Unruhestand geht vorerst weiter. Er will ein zweites Buch schreiben: „Der Dritte **Weltkrieg**. Arm gegen Reich“. Und dieses Mal allein.

WIENER ZEITUNG

»Der Sohn des Teufels«, Wiener Zeitung, 09.02.2016,

Als wenn es täglich Brot für ihn wäre

Walter Chmielewski aus München ist Sohn eines KZ-Lagerführers. Jetzt legt der 86-Jährige Zeugnis ab. Walter Chmielewski über seinen Vater Karl, der als KZ-Kommandant der „Teufel von Gusen“ genannt wurde.

Von Cigdem Akyol

Karl Chmielewski war der Kommandant des Konzentrationslagers Gusen, er wurde auch „Der Teufel von Gusen“ genannt. Für seinen Sohn Walter gehörte das KZ zum Familienalltag. Nun ist ein Buch mit seinen Erinnerungen erschienen.

Wiener Zeitung: „Ein guter Häftling hält es nicht länger als drei bis vier Monate im KZ aus, wer es länger aushält, ist ein Gauner“, lautete ein Leitsatz Ihres Vaters, SS-Hauptsturmführer und KZ Kommandant Karl Chmielewski. Wie geht es Ihnen, wenn Sie diesen Satz heute hören?

Walter Chmielewski: Dieser furchtbare Satz bestätigt mir, wie richtig die Verachtung meinem Vater gegenüber war. Leider erkannte ich den wahren Karl Chmielewski erst zu spät, aber als Kind ist man nicht fähig, so klar zu sehen oder zu beurteilen. Heute überkommt mich bei dem Satz Übelkeit gegenüber einer solchen Menschenverachtung.

Mit sechs Jahren haben Sie zum ersten Mal ein Konzentrationslager von innen gesehen. Sie sind in das KZ Sachsenhausen zum Haarschneiden gegangen. Sie hörten Schüsse, sahen Krematorien, rochen den Gestank der verbrannten Leichen. Haben Sie verstanden, was um Sie herum passierte?

Als Kind kann man all dies nicht richtig begreifen oder beurteilen. Natürlich habe ich meinen Vater gefragt, warum sie die Menschen so schlecht behandeln. Es seien alles Verbrecher und „Untermenschen“, antwortete er mir. Ich war entsetzt, habe meinen Vater in solchen Momenten verabscheut, aber ich war in solch einem Zwiespalt. Denn wenn ich mit ihm spazieren gegangen bin und er in seiner fantastischen Uniform beachtet wurde, dann war ich auch stolz auf ihn. Es war eine ganz eigenartige Situation.

Wann haben Sie realisiert, dass um Sie herum ein Völkermord geschieht und Ihr Vater aktiv an dieser Vernichtung teilnimmt? Seine Brutalität brachte Ihm den Beinamen „Der Teufel von Gusen“ ein.

Ich habe nichts davon geahnt. Als Sohn eines SS-Offiziers besuchte ich eine „Nationalpolitische Erziehungsanstalt“, da ging es nur um militärische Erfolge. Niemals und nirgends fiel das Wort „Konzentrationslager“. Bis zum Kriegsende wusste ich nicht, dass das KZ Gusen kein gewöhnliches Konzentrationslager war, sondern ein Vernichtungslager. Es gab Quoten, wie viele Menschen man umbringen musste. Ich wusste, dass Menschen ermordet wurden. Zwar erzählte mein Vater von seiner Arbeit, aber die Dimension war mir nicht bewusst.

Sie wurden 1940 von Ihrer Mutter nach Österreich, nach St. Georgen an der Gusen geholt. Damals waren Sie elf Jahre alt und lebten mit Ihrer Familie wenige Kilometer vom KZ Gusen entfernt. Trotz dieser Nähe und den Erzählungen Ihres Vaters haben Sie nicht die Ungeheuerlichkeit ahnen können?

Ja, dem ist so. Mein Vater berichtete beim Abendessen von all den Selbstmorden, oder wenn im Steinbruch Menschen verunglückten. So nebenbei, als wenn es täglich Brot für ihn wäre. Ich fand es furchtbar, aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass da drinnen zu Tausenden gemordet wurde. Ich dachte, dass in den Krematorien diejenigen wenigen verbrannt wurden, die im Steinbruch ums Leben kamen.

Trotz dieser Brutalität beschreiben Sie Ihren Vater als fürsorglichen Familienvater.

Ich persönlich kann mich kaum über ihn beklagen, er war immer gut zu mir. Aber natürlich war er zweifelsohne ein Mörder. Trotzdem glaube ich, dass all die blutigen Exzesse im Suff passiert sind. Nüchtern wird er all das nicht geschafft haben, im Suff traue ich ihm aber alles zu. Diese Seite nannte ich „das andere Gesicht“. In solchen Momenten war ich unfähig, zu reagieren.

Können Sie sich noch daran erinnern, wie Hitler Ihnen in München 1940 die Wange tätschelte?

Daran kann ich mich noch sehr gut erinnern. Ich beobachtete die Veranstaltung mit einer Mischung aus Neugier und Abscheu. Hitler hat die Hauptstadt seiner Bewegung besucht. Ich freute mich, dass mein Vater und ich in unseren Uniformen so viel Beachtung bekamen. Da kam wieder diese Zerrissenheit durch. Vor uns war eine alte Frau, die so glücklich war, den Führer nochmals live zu erleben - und ich hatte Mitleid mit ihr, weil ich das so erbärmlich fand. In der SS-Zentrale, im „Braunen Haus“, wo dann Hitler vorbeikam, stellte mich mein Vater seinem „Führer“ vor. Ich habe stramm „Heil Hitler“ gesagt. Dann hat mich Hitler mit sanftem Lächeln angeschaut und gesagt: „Ja, so stelle ich mir die Zukunft Deutschlands vor.“

Sie sind 1945 in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. Wusste man, wer Ihr Vater war?

Nein, ich habe mir einen anderen Namen zugelegt, mein Soldbuch habe ich zuvor entsorgt. Es war eine traumatisierende Zeit voller Schmerz.

Was meinen Sie damit konkret?

Als Kriegsgefangener musste ich nach Gusen, wo mein Vater als erster Lagerkommandant auch gemordet hatte. Dort mussten wir ein Massengrab schaufeln. Wir haben einen fürchterlichen Leichenhaufen aufgefunden. Wenn ich heute einen Knochen von mir berühre, fällt mir immer ein, wie ich die erste Leiche angefasst habe, die kaum noch Haut hatte, sondern nur noch ein Skelett war. Wir mussten in die Gräber hinabsteigen, um die Gesichter nach oben zu drehen. Es war fürchterlich, dieser Gang auf toten Körpern, wie auf einem Luftkissen.

Wie lebt es sich mit solch einem historisch belasteten Erbe?

Wie ich damit leben konnte, weiß ich selbst nicht so genau – aber es ist mir weitgehend gelungen.

Ihrem Vater wurden seine außerehelichen Affären zum Verhängnis. Ohne sich von Ihrer Mutter scheiden zu lassen, heiratete er nochmals. Er wurde wegen Bigamie verurteilt, und erst da kam raus, dass er sich einen Tarnnamen zugelegt hatte und wer er eigentlich war. 1961 wurde er wegen 282-fachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt, 18 Jahre verbrachte er im Gefängnis und seine letzten 12 Lebensjahre in Freiheit.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt schon seit langer Zeit mit meinem Vater gebrochen, wir haben uns zuletzt im April 1945 gesehen. Die Verfahren habe ich aus der Ferne verfolgt. Es war schockierend, weil ich Angst hatte, dass ich durch all die Zeitungsberichte meinen Job verlieren könnte. Aber die Menschen haben mich eher ermutigt, mir immer wieder gesagt, dass mein Vater der Verbrecher sei und ich nichts damit zu tun habe. Sein Schicksal hat mich nicht berührt, das Verhältnis war so zerstört, dass es mir eigentlich egal war, was mit ihm passierte. Der war mir so fremd, und meine Distanzierung war auch eine Überlebensstrategie.

Dennoch haben Sie sich 1979 wieder auf Treffen mit ihm eingelassen. Warum?

Es war wieder solch ein fürchterlicher Zwiespalt. Einerseits wollte ich ihn nie wiedersehen, seine Zweitfrau, auch eine Person rechts außen, schilderte mir, er sei blind, krank. Er habe nur einen Wunsch vor seinem Tod, mich zu sprechen. Dann habe ich mich überreden lassen und bin hingefahren. Aber ich habe außer Mitleid nichts für diesen alten Mann emp-

funden. Kurioserweise erlebte ich einen sanften, liebenswürdigen Herrn. Niemand hätte glauben können, dass er ein fürchterlicher SS-Schergen war, der tausenden Menschen den Tod gebracht hat.

Haben Sie über seine Taten gesprochen?

Nein, ich wollte auch nicht darüber reden. Es wäre zu ganz schlimmen Auseinandersetzungen gekommen, denn er war sich keiner Schuld bewusst, hat nie verstanden, warum er ins Gefängnis musste. Er hatte ja sogar noch Kontakt zu Gudrun Burwitz, der Tochter von Heinrich Himmler.

Die auch bei der Beisetzung Ihres Vaters im Dezember 1991 anwesend war. War sein Tod eine Erleichterung für Sie?

Ich war weder froh noch entsetzt, es war mir gleichgültig.

Warum jetzt dieses Buch? Sie sind 86 Jahre alt. Reißen Sie nicht nur alte Wunden auf?

Natürlich ist die Vergangenheit aufwühlend, und all das geht sehr stark an die Substanz. Es sind furchtbare Erinnerungen, die ich vergessen wollte, aber nie vergessen konnte. Die Bilder von den Massengräbern waren immer unterschwellig da, und heute bin ich froh, dass dieses Buch entstanden ist. Es ist keine Abrechnung. Es gibt nicht mehr viele Zeitzeugen, die Konzentrationslager von innen gesehen haben.

»Der Sohn des Teufels«, OÖNachrichten , 25.11.2016

Wenn ich Bauchschmerzen hatte, bin ich einfach ins KZ gelaufen

LANGENSTEIN. Der Sohn des Lagerleiters von Gusen stellt der Gedenkstätte den Nachlass seines Vaters zur Verfügung.

Von Bernhard Leitner

Tiefe Einblicke in die Denkweise jenes Menschen, der als Kommandant des Konzentrationslagers „Teufel von Gusen“ genannt wurde, erhofft sich das Archiv-Team der KZ-Gedenkstätte Mauthausen von jenen Unterlagen, die am Wochenende der Münchner Walter Chmielewski als Schenkung überreichte. Es handelt sich um Zeichnungen und handschriftliche Dokumente aus dem Nachlass von Chmielewskis Vater Carl, überzeugter Nationalsozialist, SS-Offizier und ab 1940 erster „Schutzhaftlagerleiter“ von Gusen.

Wertvolle Aufzeichnungen

„Ich habe diese Kisten nach dem Tod meines Vaters von dessen damaliger Lebensgefährtin bekommen. Wenn es einen geeigneten Platz dafür gibt, dann ist das hier“, sagt der 86-Jährige über seine Schenkung. Für Ralf Lechner vom Archiv der Gedenkstätte Mauthausen sind diese Aufzeichnungen von großem Wert. Ein Großteil der Unterlagen dokumentiert Funde jener archäologischen Grabungen am Gräberfeld Koglberg und bei der Ruine Spilberg, zu denen Carl Chmielewski in den 1940er Jahren ausgesuchte Häftlinge eingesetzt hat. „Wenn man die feinen Zeichnungen sieht, kann man sich nur schwer vorstellen, zu welchen Untaten dieser Mensch im Stand war“, sagte Gregor Holzinger von der Gedenkstätte Mauthausen nach einer ersten Durchsicht der Bücher in Gusen.

Walter Chmielewski absolvierte nach dem Krieg eine Ausbildung zum Ingenieur für Lüftungs- und Klimatechnik und führte bis heuer im Frühling mit seiner Frau einen Feinkost- und Geschenkeladen in München-Harlaching. Den Kontakt zu seinem Vater, dem es nach Kriegsende gelungen war, unter falschem Namen unterzutauchen und der erst 1961 wegen Kriegsverbrechen zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt wurde, hat er abgebrochen.

Seine Zeit als junger Bursch in Gusen hat der 86-Jährige noch in lebhafter Erinnerung: „Ich war als Sohn vom Chef privilegiert und kannte das Lager vor allem von der Seite der Kommandatur. Wenn ich Bauchschmerzen hatte, bin ich einfach in das KZ zur Krankenstation hinüber gelaufen. Auch zum Haareschneiden war ich im Lager.“ Die Gräueltaten, die sich dort zugetragen haben, hat er zum Teil dennoch mitbekommen. Sein Vater habe diese stets damit begründet, dass diese „Untermenschen“ keine bessere Behandlung verdient hätten. Als 15-Jähriger wurde Walter Chmielewski zur Wehrmacht eingezogen, geriet in den letzten Kriegstagen in US-Gefangenschaft und wurde – ausgerechnet – in Gusen interniert.

Holger Schaabens biografischer Roman „Der Sohn des Teufels“ (490 Seiten) über das Leben von Walter ist im Offizin Verlag erschienen.

Drei Fragen an Walter Chmielewski

Als elfjähriger Bub kam der heute 86-Jährige Chmielewski nach Gusen, wo sein Vater als Kommandant des Konzentrationslagers eingesetzt war.

1. Welche Erinnerungen haben Sie an das Leben in Gusen?

Ich kam damals direkt von einem NS-Elite-Internat, in das mich mein Vater gesteckt hatte. Dort war ich sehr unglücklich, weshalb das Leben in St. Georgen, so paradox das klingt, für mich wie eine Befreiung war. Ich hatte einige Freunde im Ort, kannte das Lager aber nur von der Seite der Kommandantur.

2. Davon, was die Gefangenen erleiden mussten, merkten sie nichts?

Doch – vor allem wenn diese von einem Arbeitseinsatz zu einem anderen getrieben wurden. Da habe ich erlebt, wie Menschen der Gewehrkolben ins Kreuz gestoßen wurde oder sie mit dem Ellenbogen angerempelt wurden, sodass sie zu Sturz kamen.

3. Haben Sie Ihren Vater darauf angesprochen? Was hat er dazu gesagt?

Er war da ganz Nazi-Scherge und hat gemeint, dass das lauter Verbrecher und Untermenschen seien, die nichts Besseres verdient hätten. Für mich war das unbegreiflich, aber so war er eben gestrickt. Das war auch der Grund, weshalb ich mit ihm gebrochen habe. In seinen letzten Lebensjahren hat seine damalige Frau versucht, uns auszusöhnen, aber das hatte keinen Sinn.

Münchener Merkur

»Der Sohn des Teufels«, Münchener Merkur, 08.12.2015

Mein Vater, der Massenmörder

Unterhaching - Walter Chmielewskis Vater war ein Sadist: Der KZ-Kommandant erschlug Häftlinge eigenhändig, saß dafür 18 Jahre im Straubinger Zuchthaus. Nun erzählt sein Sohn die Familiengeschichte – er sieht sich als „Sohn des Teufels“.

Von Dirk Walter

Hasst er seinen Vater? Walter Chmielewski, 86, sitzt an einem Tisch in seiner Unterhachinger Wohnung, er hat einen Anzug an, die Krawatte sitzt, das Einstecktuch auch. Er ist eine korrekte Erscheinung, und er will nicht übertreiben. Aber er will eine unglaubliche Geschichte erzählen. Sie handelt von einem liebevollen Vater, von einem KZ-Kommandanten, von Altnazis und von archäologischen Grabungen auf einem KZ-Gelände. Das alles will Walter Chmielewski nun korrekt erzählen. Jetzt endlich, mit 86. „Es ist schwierig, da passt so vieles nicht zusammen.“ Aber es arbeitete wohl schon lange in ihm.

Der Vater „war als KZ-Kommandant ein Teufel“, sagt er dann. Aber „als Vater doch ein normaler Mensch“. Ein Vater, der seinem Sohn die Wünsche von den Augen ablas. Der ihm zu Weihnachten, mitten im Krieg, die sehnlichst gewünschte Märklin-Eisenbahn schenkte. Der ihm ein Boot besorgte, mit dem er auf der Gusen, einem Fluss bei Linz, paddeln konnte. Das Boot war niegelagelneu, auf einer Seite war allerdings ein Zeichen eingebraunt: KLM – Konzentrationslager Mauthausen. Das Boot hatten KZ-Häftlinge gebaut.

Womit wir mitten in der Geschichte sind, die Walter Chmielewski beschäftigt. Sein Vater Carl hatte eben viele Seiten, die untrennbar verbunden sind. Er war Familienvater und ab 1940 KZ-Kommandant in Gusen, einem Außenlager des KZ Mauthausen (bei Linz), ab 1942 Kommandant in dem niederländischen KZ Herzogenbusch.

Sohn Walter war als Kind öfters im KZ – im Gebäude der Kommandantur, dem Verwaltungsgebäude der SS. Er ging zum Arzt der SS. Oder zum Friseur. Die Misshandlung der Häftlinge sah er aus der Ferne. Er sah, wie Häftlinge auf dem Appellplatz zusammenbrachen. Wie sie mit Gewehrkolben zusammengeschlagen wurden. Er hörte, wenn es wieder Tote im Steinbruch gab. „Ich habe auch gewusst, wo das Krematorium ist.“ Nach 1945, als die Amerikaner das Lager endlich befreiten, ging Walter erneut ins Lager – er musste die

Leichen beerdigen. Er kann darüber entsetzliche Details erzählen.

Die Opferzahlen waren vor allem in Gusen enorm – mindestens 44 000 Tote. In Gusen wurde vergast, aber auch mit Brachialgewalt gemordet. Carl Chmielewski war oft persönlich daran beteiligt. Er schlug Häftlinge mit der Peitsche tot, er ordnete das so genannte Totbad an, bei dem Häftlinge so lange mit eiskaltem Wasser bespritzt wurden, bis sie tot zusammenbrachen. Der Massenmörder vergewaltigte weibliche Häftlinge, er raubte Wertsachen, bis es sogar der SS zu viel wurde. Sie degradierte ihn.

„Die schrecklichsten Dinge passierten im Suff“, meint sein Sohn heute. Der Vater „hat dann gesagt, heute war wieder ein fürchterlicher Tag, ihm sei der Faden gerissen – das war ein geflügeltes Wort.“ Und die Mutter, die das alles nicht wahrhaben wollte, stand hilflos daneben und sagte: „Menschenskind, Carl, wie kann man denn so etwas nur machen?“

Als Carl Chmielewski 1961 vor Gericht stand, konnten ihm 293 Morde persönlich nachgewiesen werden. Sein Sohn hat, wie er heute sagt, vom Prozess nur in der Zeitung gelesen. Er hat auch später, während der langen Haftjahre, seinen Vater nie im Zuchthaus Straubing besucht. Walter Chmielewski wuchs im Nachkriegs-München ohne Vater auf. Er wurde erst Radio-Mechaniker bei „Radio Sensburg“ am Stachus, wechselte dann zur Sparte Lüftung und Heizung. Erst als er 75 war, schloss er sein technisches Büro für Klimatechnik.

Und dann holte ihn langsam die Vergangenheit ein.

Walter Chmielewskis Geschichte ist ungewöhnlich, aber er steht nicht ganz allein. Es gibt einige Nachkommen von NS-Tätern, die sich kritisch mit ihrer eigenen Familiengeschichte auseinandergesetzt haben. Niklas Frank, Sohn des NS-Generalgouverneurs in Polen, Hans Frank, war in den späten 1980er-Jahren einer der ersten, er schrieb „Der Vater. Eine Abrechnung“. Später folgten Katrin Himmler mit einer sehr differenzierten Familiengeschichte ihres Großonkels, des SS-Reichsführers Heinrich Himmler, sowie Rainer Höß, Enkel des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß.

Walter Chmielewski entschied sich erst im vergangenen Jahr dazu, seine Geschichte nun doch zu erzählen. Da war er schon 85. Er suchte einen Autor, dem er von der Last der Vergangenheit erzählen konnte – und fand den freiberuflichen Schriftsteller Holger Schaeben. Erst ging es hin und her. Chmielewski rief Schaeben an, erzählte die Geschichte, wollte dann aber doch nicht. Irgendwann wurde es Schaeben zu bunt: Er fuhr aus Nordrhein-Westfalen zu Chmielewski und überredete ihn. „Der Sohn des Teufels“ heißt das Buch, das soeben erschienen ist (Offizin Verlag, 24,80 Euro). Es ist manchmal literarisch ausgeschmückt, aber die Fakten stimmen. „Wir hatten einen Draht zueinander“, sagt Schaeben heute. „Die Geschichte mit seinem Vater, das war etwas, das unterschwellig in ihm gearbeitet hat.“ Vielleicht auch, weil die Geschichte nach 1945 einfach nicht aufhören wollte.

Denn irgendwann, in den frühen 1980er-Jahren, rief eine Frau bei ihm an. Sie stellte sich als Lebensgefährtin seines Vaters vor und lud ihn ein, ihn zu besuchen. Der Vater, das erfuhr Walter Chmielewski nun, war wieder frei – 1979 hatte ihn Ministerpräsident Franz Josef Strauß begnadigt. Walter Chmielewski zögerte, aber dann kam er zum Kaffee vorbei. Er war enttäuscht. „Die Begrüßung war kühl“, die Vergangenheit tabu, das Gespräch oberflächlich und „fast etwas peinlich“.

1991 starb der Vater in Bernau am Chiemsee. „Das war emotional null, ich war unberührt“, sagt Walter Chmielewski. Dennoch fuhr er zur Beerdigung. Jetzt stellte sich heraus, dass der Vater mit seiner Vergangenheit nicht gebrochen hatte. Zur Beerdigung erschien auch die Tochter von Heinrich Himmler, Gudrun Burwitz, die von München aus über den Verein „Stille Hilfe“ viele verurteilte NS-Kriegsverbrecher jahrzehntelang umsorgt und betreut hat – wie sich jetzt herausstellte auch Carl Chmielewski. Als die Trauergemeinde nach der Bestattung noch beisammensaß, dämmerte es dem Sohn Walter, in welche Gesellschaft er da geraten war. Lauter Altnazis hockten da beieinander, sagt Walter. „Mir hat gegraut.“ Schnell verabschiedete er sich.

Eine Sache vom Vater aber blieb ihm, und an sie hat sich Walter Chmielewski erst wieder erinnert, als ihn der Buchautor Schaeben besuchte: eine Kiste voller Unterlagen vom Vater. Persönliches wie etwa Briefe hatte die Mutter schon vor Kriegsende verbrannt, als sie sich von dem notorischen Ehebrecher Carl Chmielewski trennte. Dennoch gab es Aufzeichnungen von Carl Chmielewski: Notizen aus dem Straubinger Gefängnis über archäologische Grabungen auf dem KZ-Gelände. Tatsächlich hatten Häftlinge unter Anleitung des Hobbyforschers Chmielewski nach Relikten aus der späten Bronzezeit gesucht. Die Unterlagen „wollte der Vater zu Geld machen“. Das hat Walter Chmielewski verhindert. Er hat die Unterlagen kürzlich der KZ-Gedenkstätte Gusen übergeben. Damit die Geschichte endlich ein Ende hat.



»Der Sohn des Teufels«, Bezirksrundschau Perg, 29.10.2015

Ein Buch über den Teufel von Gusen

Holger Schaeben schrieb Buch über Carl Chmielewski, den ersten Lagerkommandanten des KZs Gusen.

Von Michael Köck

ST. GEORGEN AN DER GUSEN. Was geht in einem Jungen vor, dessen Vater Chef eines Konzentrationslagers ist? Die Antwort darauf versucht ein Buch zu liefern, das bei der Frankfurter Buchmesse präsentiert wurde. Autor Holger Schaeben aus Nordrhein-Westfalen veröffentlichte sein Werk „Der Sohn des Teufels“. Es speist sich aus Erinnerungen von Walter Chmielewski, Sohn von Carl Chmielewski. Dieser war von März 1940 bis Winter 1942/43 erster Lagerkommandant des KZs Gusen. Aufgrund seiner menschenverachtenden Brutalität erhielt er den Beinamen der „Teufel von Gusen“. Der Autor recherchierte in zahlreichen historischen Dokumenten und war an den Orten des Geschehens. Hauptschauplätze sind neben St. Georgen an der Gusen das Mühlviertel und Linz.

Mit 15 Jahren an der Front

Sohn Walter war 4 Jahre alt, als sein Vater der SS beitrug. Einige Jahre später kam der Bub nach St. Georgen an der Gusen und erlebte dort Untergang, Gefangenschaft, Flucht, Freundschaften, den stillen Widerstand seiner Mutter. Und seinen Vater, den „Teufel von Gusen“. Einer der Hauptdarsteller ist Walters Großvater mütterlicherseits, ein Sozialdemokrat, der seine Ablehnung gegenüber Hitler dem Schwiegersohn offen mitteilte. Warum sich der Autor dem schwierigen Thema widmete? „Der Frage, warum einer ein Nazi wurde und der andere nicht, bin ich nachgegangen. Dabei habe ich auf die große Geschichte geschaut und auf das alltägliche, das vermeintlich kleine, unbedeutende, unbeschwerte Leben des Menschen Walter Chmielewski fokussiert, inmitten der Menschenvernichtung in seinem Umfeld.“ Als 15-jähriger Schüler gerät Walter in den letzten Kriegstagen noch an die Front. Wie vom Schicksal gelenkt, kehrt er als Gefangener der Amerikaner in jenes Lager zurück, in dem sein Vater gewütet hat: Gusen. Der Autor Holger Schaeben hat in einer speziellen Erzähltechnik reale und fiktive Geschichte kombiniert.



»Der Sohn des Teufels«, Kirchenzeitung Diözese Linz, 08.05.2017

Der Sohn des Kommandanten

Er hat als Kind das Konzentrationslager Gusen erlebt – als Sohn des Lagerkommandanten: Walter Chmielewski hat viel zu erzählen, vom Krieg und vom Lager, das drei Mal in seinem Leben eine Rolle gespielt hat.

Von Christine Grüll

Von einem Ereignis hat Walter Chmielewski heute noch die Geräusche im Ohr. Er war auf dem Weg von der Schule nach Hause. Auf der Linzer Eisenbahnbrücke über die Donau erwischte ihn ein Bombenangriff. Das Brummen der Flugzeuge, das Pfeifen der Bombe und wie die Splitter in der Eisenkonstruktion der Brücke geklingelt haben – „das war ein Konzert, wie ich es nie vergessen werde“.

Kontakt zu den Häftlingen

Zuhause, das war damals St. Georgen an der Gusen. Walter Chmielewskis Vater Carl war Lagerkommandant im Vernichtungslager Gusen. In das Lager ging der Bub Walter, wenn er einen Haarschnitt brauchte oder einen Arzt. Er wusste, wenn es krachte, hatte ein Häftling versucht zu flüchten. Das Krematorium rauchte, weil Tote verbrannt wurden. Manchmal erzählte der Vater von Häftlingen, die im Steinbruch abgestürzt waren. Aber von den Saufgelagen, den extremen Grausamkeiten und Exzessen seines Vaters und der anderen Männer der Schutzstaffel SS wusste Walter Chmielewski nichts. „Wenn Vater angefangen hat, über das Lager zu reden, wollte meine Mutter das nicht hören“, sagt Walter Chmielewski: „Die Häftlinge, die als Handwerker in unser Haus kamen, haben von ihr dasselbe Essen erhalten wie die Wachmänner.“ Von seiner Mutter und seinem Großvater hat er eine sozialdemokratische Einstellung mitbekommen. Die konnte ihm auch die Zeit in der „Napola“, der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt der Nationalsozialisten, nicht nehmen.

Das Ende der Kindheit

Im Jahr 1943 hat sich die Mutter von ihrem Mann getrennt. Sie hatte einen Brief seiner Geliebten gefunden. Damit war Walter Chmielewskis Kontakt zu seinem Vater beendet. Im März 1945, wenige Wochen vor Kriegsende, war auch die Kindheit endgültig vorbei. Der 16-Jährige wurde zum Wehrdienst einberufen. Er überlebte einen schweren Angriff. Die Truppe wurde aufgelöst, er kam zu Fuß von der tschechischen Grenze bis St. Georgen,

wo er von amerikanischen Soldaten gefangen genommen wurde. Wieder betrat Walter Chmielewski das Gelände des KZs Gusen. Er musste die Leichen der Häftlinge in einem Massengrab bestatten. „Wenn ich daran denke, friert’s mich heute noch.“

Kein Verzeihen

Der Vater war zu lebenslanger Haft verurteilt, aber nach 18 Jahren freigelassen worden. Walter Chmielewski hat ihn erst Ende der 1970er Jahre wiedergesehen. „Er war ein alter, kranker, fremder Mann, zu dem ich keinerlei Beziehung hatte“, erinnert sich Walter Chmielewski: „Verzeihen kann ich ihm nicht. Dazu hat er der Menschheit und meiner Mutter zu viel angetan.“

Rückkehr nach Gusen

All das hat Walter Chmielewski versucht zu vergessen. Bis zu seinem 85. Lebensjahr ist er in seinem Münchner Geschäft gestanden. Doch die Erinnerung ließ ihm keine Ruhe. Er wollte ein Buch schreiben lassen. Dem Autor Holger Schaeben ist es zu verdanken, dass es tatsächlich erschienen ist „Ich möchte, dass möglichst viele von der Nazi-Zeit und den Nachteilen einer Ein-Mann-Regierung erfahren“, sagt Walter Chmielewski. Vor zwei Jahren kam er zum dritten Mal nach Gusen. Er wollte Blumen auf dem Massengrab niederlegen, aber das war nicht möglich. Der Grund dafür entsetzt ihn immer noch: An der Stelle befindet sich der Garten eines Einfamilienhauses. «

Buch: „Der Sohn des Teufels“

Der Autor Holger Schaeben hat anhand der Erzählungen von Walter Chmielewski das Buch „Der Sohn des Teufels“ geschrieben. Umfangreich recherchierte Fakten zeichnen das Morden im KZ Gusen nach, den Werdegang der SS-Führungspersonen oder das Leben in den SS-Siedlungen. Mit erzählerischen Elementen und fiktiver direkter Rede zieht Holger Schaeben in das Geschehen hinein. „Ich wollte die heimelige, bürgerliche Normalität zeigen und das Grauen des Holocaust“, schreibt der Autor. Das ist ihm gelungen.

DER STANDARD

»Der Sohn des Teufels«, Der Standard, 17.11.2015,

Chmielewski-Dokumente werden an Gedenkstätte Gusen übergeben

Aufzeichnungen stammen aus dem Nachlass des ehemaligen KZ-Kommandanten

Von APA

St. Georgen/Gusen – Mit den „Chmielewski-Dokumenten“ kommt am Samstag ein Stück Zeitgeschichte zurück in die KZ-Gedenkstätte Gusen. Der Sohn des ehemaligen Lagerkommandanten übergibt Aufzeichnungen aus dem Nachlass seines Vaters über archäologische Grabungen am Gelände. Seine verstörenden Kindheitserinnerungen sind im kürzlich erschienenen Buch „Der Sohn des Teufels“ von Holger Schaeben nachzulesen.

Der Kommandant ...

Carl Chmielewski war von 1940 bis 1942 Schutzhaftlagerführer in Gusen, einem Nebenlager des KZ Mauthausen. Sein Leitspruch lautete: „Ein guter Häftling hält es nicht länger als drei bis vier Monate im KZ aus, wer es länger aushält, ist ein Gauner.“ Er zeichnete sich durch selbst für diese Berufsgruppe extreme Grausamkeit aus, Alkohol- und Gewaltexzesse prägten seinen Weg und trugen ihm den Beinamen „Teufel von Gusen“ ein.

1961 verurteilte das Schwurgericht Ansbach Carl Chmielewski wegen 282-fachen Mordes zu lebenslanger Haft. 1979 wurde er aus gesundheitlichen Gründen vom damaligen bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß begnadigt und blieb bis zu seinem Tod 1991 in Freiheit.

... und sein Hobby

Zu den schönggeistigen Seiten des „Teufels“ zählte das Interesse für Archäologie. Stoff für Heinrich Himmlers Ahnenerbe-Mythos zu sammeln, galt als förderlich für die Karriere. Also ordnete Chmielewski Grabungen am „Gräberfeld Koglberg“ an, als in Gusen Überreste einer bronzezeitlichen Urnenfelderkultur gefunden wurden.

Für diese Arbeit setzte er gebildete polnische Häftlinge ein – von Priestern bis hin zu einem Archäologieprofessor. Er ließ sie Zeichnungen anfertigen und sammelte diese Unterlagen, um sie dem Reichsführer SS als Weihnachtsgeschenk überreichen zu können. Als er später im Zuchthaus saß, versuchte er erneut, sich aus diesen Unterlagen Vorteile zu verschaffen. Er bot sie dem OÖ-Landesmuseum zum Kauf an, Experten bezeichneten sie aber als „Schmarrn“ und als wertlos.

„Der Sohn des Teufels“

Chmielewskis Sohn Walter, heute 86 Jahre alt, wuchs im Schatten des Lagers auf. Er schwieg lange über seine Erinnerungen. Schließlich erzählte er aber dem Autor Holger Schaeben über sein Leben als Kind des KZ-Kommandanten: Wie er verbotenerweise immer wieder mit Häftlingen gesprochen hat, seine Mutter ihnen heimlich Lebensmittel zusteckte, einem mit seinem Fahrrad die Flucht gelang – und wie er bereits als Bub seinen Vater verabscheute.

Wenige Tage vor Kriegsende erhielt Walter Chmielewski als 15-Jähriger doch noch den Marschbefehl, kurz darauf musste er unter dem Kommando von US-Soldaten mithelfen, die Leichen aus dem befreiten Konzentrationslager Gusen zu bergen. Dann wurden er und seine Mutter – der Vater war längst über alle Berge – aus ihrer Wohnung geworfen.

Walter Chmielewski fiel es nicht leicht, seine Erinnerungen zu veröffentlichen. Aber der deutsche Autor Holger Schaeben überredete ihn, es doch zu tun. Sein Buch „Der Sohn des Teufels“ (Offizin Zürich Verlag, 2015) beginnt mit einem Zitat des Sohnes: „Dreimal in meinem Leben kam ich nach Gusen. Das erste Mal verlor ich meine Unschuld, das zweite Mal meine Freiheit und das dritte Mal mein Zuhause. Ich hatte unglaubliches Glück. – Tausende kamen nur einmal und verloren ihr Leben.“



BRABANTS DAGBLAD

»Der Sohn des Teufels«, Brabants Dagblad, 17.10.2015,

Aufwachsen im Paradies (Opgroeien tussen paradijs en concentratiekamp)

Sein Vater Carl Chmielewski war der erste Kommandant vom Lager Vught. Walter Chmielewski (86) erzählt von seinem Leben als Sohn des 'Teufels von Gusen'. Leuteschinder und liebender Vater.

Von Mieske van Eck (aus dem Niederländischen)

Walter Chmielewski wächst von seinem elften Lebensjahr an im Paradies auf Erden auf: schwimmen, mit seinem eigenen Ruderboot losziehen, angeln. Aber der Schein der lieblichen Landschaft seines Wohnortes Sankt Georgen in Österreich trügt. Entlang des Flusses von Gusen plagten sich Gefangene des gleichnamigen Konzentrationslagers bis zu ihrem Tod in Steinbrüchen ab. Unter der Leitung seines Vaters, des Teufels von Gusen.

Gusen ist ein Lager der Kategorie 3: ein Vernichtungslager. Das ist größtenteils unbekannt, wahrscheinlich deshalb, weil sehr wenige Gefangene dort etwas über ihren Verbleib erzählen konnten. Walters Vater Carl Chmielewski ist seit 1940 SS-Kommandant von Gusen bei Mauthausen. Vor allem, wenn er viel getrunken hat, verprügelt er Gefangene, bis sie zusammenbrechen. Zuhause verwöhnt er seinen Sohn mit teuren Geschenken wie einer Märklin-Eisenbahn. Um Walter eine Freude zu machen, lässt er Gefangene aus dem Lager ein Boot und ein Pfahlhaus bauen. Walter und seine Freunde haben in der Hütte ein Grammophon, viele Platten und können darin schlafen. Ein italienischer Gefangener lässt Walter auch verbotene Platten zukommen: Jazz und Swing, Negermusik.

In Sankt Georgen verkehrt Walter in SS-Kreisen und ist der Kontakt zwischen SS-ern und der örtlichen Bevölkerung. Nazis werden hier vorbehaltlos anerkannt. Nur seine Mutter und ihre sozialdemokratischen Eltern stellen ein Gegengewicht dar. Walter hält viel von seinen Großeltern, aber nach Österreich kommen diese lieber nicht. Opa Emil nimmt gegenüber seinem Schwiegersohn kein Blatt vor den Mund. Carl droht Emil damit, dass er noch irgendwann in einem Konzentrationslager enden wird. In der kleinen Familie vergrößern sich die Spannungen, als Carl immer mehr trinkt und öfter außer Haus ist.

Von den Gräueltaten im Lager bekommt Walter ab und zu etwas mit. Manchmal riecht er, was aus dem Schornstein des Krematoriums kommt. Später ist der Gestank von Krankheit und Tod nicht mehr zu verkennen. Aber dann bringt ihn sein Vater so oft wie möglich weg aus der Umgebung. Es ist das Jahr 1940, in dem sich die Familie in Österreich niederlässt. Walter kommt wenig später nach. Er wurde gerade zwei Jahre lang auf dem Nazi-Internat in Potsdam gedrillt, einer Eliteschule. Sein Vater hofft auf eine Laufbahn bei der SS für ihn. Trotzdem schafft es seine Mutter Maria, ihn nach Sankt Georgen zu holen, von wo aus er auf das Gymnasium in Linz geht. Hier scheinen Krieg und Bombardements der Alliierten weit weg zu sein. Walter ist erleichtert, dass die zwei Jahre in Potsdam beendet sind und genießt die Zeit.

Carl

Walter nennt seinen Vater nun einen Mann mit zwei Gesichtern: das freundliche vom Lebensgenießer und sorgenden Vater und das grausame vom Lagervorsteher, der seine Macht und das Foltern genießt. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass Carl ohne den Krieg ein ganz anderer Mann geworden wäre.

Carl Chmielewski hat ein künstlerisches Studium gewählt und sich als Elfenbein- und Holzschnitzer fähig gezeigt. Er übte diesen Beruf einige Jahre aus, auch als Selbständiger, wurde dann aber arbeitslos. Es folgt dann der Höhepunkt der Krise, er weiß nicht, wie er seine Familie, ein Sohn wird erwartet, ernähren soll. Nach Hitlers Machtübernahme 1933 schließt er sich der NSDAP und der SS an. Er macht schnell Karriere und sammelt Erfahrung in den Konzentrationslagern Columbia-Haus und Sachsenhausen. 1940 bekommt er den Posten in Gusen. Unter seiner Leitung kamen mehr als 10.000 Gefangene ums Leben.

Ende 1942 reist Chmielewski nach Vught, um dort das neue Konzentrationslager zu errichten. Sein Hobby, er züchtet Karpfen, kann er nicht mitnehmen. Die Fischteiche, von Gefangenen ausgehoben, überlässt er der Verantwortung seines Sohnes. Dieser bekommt eines Tages vier Gefangene mitgeschickt, um ihm zu helfen, auch vier SSer als Bewacher. Trotzdem entweichen zwei Gefangene. Walter schickt die Verfolger in die falsche Richtung und ist heimlich froh darüber. Dass einer der zwei Entflohenen sein Fahrrad gestohlen hat, ändert nichts daran.

In Vught verhält sich Carl nicht so grausam wie in Gusen. Die SS will, dass Vught ein Modellager wird, um der niederländischen Bevölkerung zu vermitteln, dass in Konzentrationslagern kein Übel geschieht. Trotzdem müssen die Gefangenen hier ihre eigenen Unterkünfte bauen. Danach machen sie sich für Philips an die Arbeit. Der Fabrikant aus Eindhoven bezahlt pro Person eine Vergünstigung von 3 Gulden, später 4.5 Gulden pro Tag. Die Gefangenen stellen unter anderem Radios her. Eines davon findet seinen Weg nach Gusen als Geburtstagsgeschenk für Walter.

Maria

Es wird vorausgesetzt, dass Frau und Kind sich Carl fügen und 1943 besucht Maria Vught, um eine Wohnung zu besichtigen. Nach einer schwierigen Reise kehrt sie nach Gusen zurück. Sie behält an das Treffen mit ihrem Mann, der kaum Zeit für sie hat, kein gutes Gefühl.

Kurz nach seinem Geburtstag, zu dem er das viel begehrte Philipsradio bekommt, findet Walter seine Mutter weinend vor. Sie hat in einem Paket ihres Mannes einen Liebesbrief einer anderen Frau gefunden, einer Archäologin, beteiligt an Ausgrabungen in der Nachbarschaft vom Lager Gusen. Maria ist sich im Klaren darüber, dass ihr Mann ihr schon lange untreu ist und bricht den Kontakt ab. Sie vernichtet Fotos und Briefe.

Beinahe den ganzen Krieg über hört Walter nichts mehr von seinem Vater. Kurz vor der Befreiung taucht Carl in Gusen auf, wo Maria, ihre Mutter und Walter zusammen wohnen. Der Großvater ist da schon verschieden. Walter ist allein zuhause und Carl kommt mit seinem Neffen/Cousin um Kleidung, Lebensmittel und seine Pistole mitzunehmen. Er ist aus dem gerade befreiten Dachau entkommen. Carl taucht bis in die 50er Jahre unter.

Gegen Ende des Krieges ist das paradiesähnliche Leben in Sankt Georgen vorbei. Die Alliierten bombardieren dieses nun auch und Walter und seine Freunde sind sowohl bang als auch aufgeregt. Die Jungen tauschen Granatsplitter als wären es Zigarettenbilder. Walter überlebt gerade so ein Bombardement auf eine Brücke, auf der er mit seinen Freunden läuft. Kurz bevor der Frieden kommt, melden sich Walter und sein Freund Otto Friedinger bei der Wehrmacht, aus Angst, bei der SS eingezogen zu werden. Noch am 30. April müssen sie an die Front. Bevor es zum Kämpfen kommt, laufen sie davon. Eine angsterfüllte Flucht nach Hause. In Gusen schnappen die Amerikaner sie dennoch. Sie müssen ins Lager, um mit entblößtem Oberkörper Leichen von verstorbenen Gefangenen zu beseitigen. Nach einigen Tagen entkommen sie. Mutter, die Großmutter und Walter reisen nach München. Maria findet Arbeit bei einer Bank, bei der sie bis zu ihrer Pensionierung bleibt. Sie stirbt friedlich mit 76 Jahren. Oma stirbt im Jahr 1962. Walter studiert und wird Rundfunktechniker. Es geht rasch voran und er gründet sein eigenes technisches Büro. Er war zwei Mal verheiratet, hat aber keine Kinder. Nach seinem 70. Geburtstag zieht er sich aus den Geschäften zurück. Ein Jahr später eröffnet er mit seiner Freundin noch einen Modelladen, womit er in seinem 86. Lebensjahr aufhört.

Walter beschließt dann, dass er alt genug ist, seine Memoiren zu schreiben und nimmt Kontakt mit dem Schriftsteller Holger Schaeben auf.

Schaeben berichtet über ihr Treffen: „Ich erwartete einen ganz anderen Mann. Viele Kinder von SS-Offizieren sind voller Scham. Walter Chmielewski ist das nicht, er ist freundlich, positiv und mitfühlend.“ Weil seine Mutter Briefe und Fotos vernichtet hat, muss Walter sich vollständig auf seine Erinnerungen verlassen.

Schaeben sagt, dass er beim Lesen der Druckfahne bei manchen Kapiteln weinen musste. „Mein Ziel war zu zeigen, wie sich das persönliche, kleine, uninteressante Leben im Vergleich zur großen Geschichte verhält. So kommen wir der Geschichte nahe und sie kann uns berühren.“

RHEINISCHE POST

Erinnerungen an fürchterliche Ereignisse

Der freie Autor Holger Schaeben aus dem Wegberger Ortsteil Dalheim hat ein Buch über die Erlebnisse des damaligen Jungen Walter Chmielewski zu Kriegszeiten geschrieben. Dessen Vater war Mitglied der NSDAP und später SS.

Von Nicole Peters

Obwohl bereits viel über das Erinnern an den Holocaust gesagt wurde, sei es damit nie genug, meint Autor Holger Schaeben. Statt dessen fragt er: „Wie kann etwas irgendwann gut sein, das nie aufhören wird, schlecht zu sein?“ Deshalb hat er sich auch nie die Frage gestellt, ob er dieses Buch schreiben soll.

Für „Der Sohn des Teufels“ recherchierte Holger Schaeben über ein Jahr lang und suchte beispielsweise die KZ-Gedenkstätte Gusen in Oberösterreich oder „Kamp Vught“ bei Herzogenbusch in den Niederlanden auf. Eine Collage aus authentischen Texten, Sach-erläuterungen und fiktiv-romanhaften Sequenzen ist entstanden. Dieteils fürchterlichen Ereignisse erlebt der Leser durch die Erfahrungen des Jungen Walter Chmielewski mit. „Ursprünglich hatte ich unter 300 Seiten für das Buch veranschlagt“, erzählt der Schriftsteller, der seit knapp drei Jahren mit seiner Familie in Dalheim wohnt. Ursprünglich stammt er aus Düsseldorf und hat den größten Teil seiner Zeit im Rheinland verbracht, „da es aber so eine umfangreiche Geschichte ist, ist es mehr geworden.“

Auf zwei miteinander verwobenen Erzählebenen erfährt der Leser von den Geschehnissen während des Zweiten Weltkrieges. Mehrere Monate sprach Schaeben dazu mit Walter Chmielewski, der ihm im Alter von 86 Jahren von seinen Kindheitserlebnissen berichtete. Die Mutter holte ihren Sohn im Alter von elf Jahren von der Nazi-Eliteschule Napola in Potsdam nach St. Georgen an der Gusen, wo Vater Carl von 1940 bis 1942 Schutzhaftlagerführer war und aufgrund seiner Grausamkeit auch „Teufel von Gusen“ genannt wurde. 1961 verurteilte das Schwurgericht Ansbach Carl Chmielewski wegen 282-fachen Mordes zu lebenslanger Haft. 1979 wurde er aus gesundheitlichen Gründen von Franz Josef Strauß begnadigt und blieb bis zu seinem Tod 1991 in Freiheit.

Schaeben beschreibt, wie Sohn Walter im Schatten des Lagers aufwuchs, dort zum Arzt und Friseur ging und die Übergriffe auf die Insassen miterlebte. „Den Zugang zum Erleb-

ten und zur allgemeinen Geschichte möchte ich über die persönlichen Erlebnisse schaffen“, sagt der Autor, der zudem als Ghostwriter arbeitet, „Emotionen stehen in keinem Geschichtsbuch und der Blick auf den einzelnen Menschen ist wichtig.“

Fotografien und direkte Zitate aus Schriften ergänzen das eindringlich erzählte Werk, das die Biografie Einzelner und Erlebnisse Vieler im literarischen Erinnerungsstück und gleichsam Mahnmal vereint. Das Manuskript habe er manchmal am liebsten weggelegt, kommentiert Schaeben das schwierige Thema, aber das sei ein ziemlich schäbiger Wunsch gewesen angesichts der Qualen, die andere zu ertragen hatten.

»Der Sohn des Teufels«, Aachener Zeitung, 03.03.2016

Ghostwriter: Holger Schaeben leistet Beihilfe zum Wort

WEGBERG-DALHEIM. Schaeben schreibt: Sachbücher, Fachbücher, Artikel, Glossen, Krimis, Kurzgeschichten, Biografien. Aber nicht immer steht Schaeben drauf, wo Schaeben drin steckt, denn Holger Schaeben ist ein Unsichtbarer, ein Schatten, ein Geisterschreiber.

Von Mirja Ibsen

Niemand weiß, dass er schreibt – wenn der Kunde es will. Und der Kunde ist König, so wie in der Werbung, für die Schaeben lange gearbeitet hat. 20 Jahre lang war er in der Branche der schönen Formeln, knackigen Slogans und leichten Worte: als Juniortexter, Seniortexter – die ganze Karriereleiter rauf. Aber dann kam der Punkt, da stand bei ihm nur noch Werber drauf, war aber kein Werber mehr drin. Er stand nicht mehr dahinter. Frau und Kind mussten trotzdem versorgt werden, also packte er sein Talent und machte etwas daraus.

Schaebenschreibt.de heißt seine Homepage. Da verspricht er Beihilfe zum Wort, da ist er Sätzestrickter, Worteschmied, Schreibkraft. Die Homepage funktioniert. Schaeben weiß ja, wie das geht. Die taucht schnell in der Google-Suchmaschine auf. Allerdings nicht, wenn man nach akademischen Ghostwritern sucht. Das macht er nämlich nicht. Aus ethischen Gründen.

Er macht mehr so Sachen, wie die mit dem Urologen, der gerne Launiges aus der Praxis erzählen will, aber nicht so genau weiß, wie man das verpackt, oder wie die mit dem Menschen, der seine Transgendergeschichte erzählen will, aber mit Stil, oder wie die mit dem Fernsehkoch, dessen Name er nicht nennt. Nicht jeder, der sich die Beihilfe zum Wort leistet, möchte das auch laut in die Welt hinauszwitchern.

Da gibt es dann genaue Verträge. Schaeben ist diskret, schon aus Prinzip. Manchmal wird er aber in Danksagungen oder im Impressum erwähnt. Und richtig: ein wenig geduldiges Runklicken in Amazon-Impressen und da findet sich im Buch eines kochenden, zwirbelbärtigen Goldenen Kamerapreisträgers der Eintrag „Redaktion: Holger Schaeben“.

Es ist gut geschrieben. Locker, leicht, lecker: Lichter. Dass er dafür nicht den Applaus ern-

tet, macht Schaeben nichts aus. Das hat er mal in einem Radiointerview erklärt. Erfolg ist für ihn: einen Auftrag erhalten, das Buch schreiben, schwarze Zahlen auf dem Konto.

Das Schreibgeschäft läuft gut. Fast täglich landen neue Anfragen in Schaebens digitalem Briefkasten. Meist sind es Menschen, die ihre Lebensgeschichte aufschreiben lassen wollen. Oft hat Schaeben das Gefühl, die Menschen bräuchten jemanden, der ihnen zuhört, das würde helfen. Schreiben als Therapie. Aber auch das ist nicht ganz seine Sache.

Walter Chmielewski hat er allerdings ganz genau zugehört. Nach den zwanzig Minuten, die sie am Telefon miteinander sprachen, wusste Schaeben: Da ist etwas dran. Die Geschichte will ich schreiben.

Aber dann wollte Walter Chmielewski nicht mehr. War es die Angst vor den Kosten? Angst vor der eigenen Courage? Schließlich ist es keine einfache Geschichte, die er zu erzählen hat. Walter Chmielewski, geboren 1929, ist der Sohn eines KZ-Lagerkommandanten. Der war einer von der ganz schlimmen Sorte – sofern es überhaupt welche der anderen Sorte gab.

Man nannte ihn den „Teufel von Gusen“. Carl Chmielewski wütet in dem Lager bei St. Georgen im heutigen Österreich so extrem, dass ihn die eigene SS schließlich selbst als Häftling in ein KZ steckt. Als KZ-Kommandant des Camp Vught bei 's-Hertogenbosch in den Niederlanden wird er im Oktober 1943 verhaftet.

Schaeben lässt die Geschichte nicht los. Wie hat Walter Chmielewski das erlebt? Warum ist er kein Nazi geworden? Wie hat er es geschafft, nicht traumatisiert zu werden? Schaeben will dieses Buch schreiben. Und zwar nicht als Ghostwriter. Also besucht er Walter Chmielewski. Spontan. In seinem kleinen Laden für Spezialitäten in München. Und der alte Herr, der vom Jahrgang her sein Vater hätte sein können, lässt sich überzeugen. Auch von dem Konzept, das Schaeben vorschwebt.

Das Buch spielt auf zwei Ebenen. Ein Strang erzählt die Geschichte dokumentarisch, belegt durch historische Quellen; der andere Strang erzählt literarisch die Geschichte in der Geschichte, die Erinnerungen von Walter Chmielewski. „Das ist der Punkt, an dem Geschichte greifbar wird“, sagt Schaeben, dem sich bei seinen Nachforschungen zum Thema, die fast ein Jahr dauerten, oft die Nackenhaare aufgestellt haben. Dann nämlich, wenn er bei seinen Internetrecherchen auf eindeutig rechtsradikalen Seiten landete. Dann, wenn er bemerkte, wie lebendig die Szene noch ist.

Kommentare, die rechte Gesinnung verraten, findet er auch unter Artikeln auf seiner Facebook-Seite, wenn es um sein Buch über Walter Chmielewski geht. Er könnte sie löschen. Macht er aber nicht. „Weil ich das für den falschen Weg halte“, erzählt er an seinem Esszimmertisch und rückt seine Brille mzurecht. „Das würde bedeuten, das Phänomen auszublenzen. Man würde so tun, als gäbe es das Rechtsradikale in Deutschland nicht.“ Er

kommentiert die Kommentare nicht weiter. Er lässt das Netz diskutieren. Amüsiert sich, wenn die Hetzer sich selbst widerlegen.

Wenn ein Holocaustleugner ihn zum Beispiel beckmesserisch – und wegen einer missverständlichen Formulierung auch zu Recht – korrigiert und schreibt: Walter Chmielewski könne nicht 1935 das Innere des KZ in Sachsenhausen gesehen haben, weil dies erst 1936 fertiggestellt wurde. Und das, wie gesagt, von einem Mann, der behauptet, den Holocaust hätte es gar nicht gegeben.

„Der Sohn des Teufels“ ist pünktlich zur Frankfurter Buchmesse im Züricher Verlag Offizin erschienen. Hardcover, 19,95 Euro. Die Süddeutsche Zeitung hat darüber geschrieben, die Taz, der Münchner Merkur, viele Medien aus Österreich. Rudolf Haunschmied, Heimatforscher und Experte für das Konzentrationslager Gusen, hält das Buch für eine „Pflichtlektüre für alle, die sich ernsthaft und umfassend mit der ganzen Wahrheit von Vernichtung, Holocaust oder Shoah auf heute wieder österreichischem Boden auseinandersetzen wollen“.

Auf diesem Buch steht Holger Schaeben drauf und es steckt viel Schaeben drin. Ebenso wie in dem Kurzgeschichtenband „Meer Jung Frau“. Denn Schaeben schreibt auch für Schaeben. Eines Tages bei einem Gespräch mit einem Verleger und einem Kunden stellte der Verleger lapidar fest: „Schaeben, Sie können schreiben. Haben Sie nicht noch was für mich?“ Er hatte. Ein Krimi und Kurzgeschichten. Lagen da rum. Fertig. In der Schublade. Schaeben schreibt eben immer.

Die Glossensammlung „Es ist ein hartes Leben in der Provinz. Aber einer musste es tun“ war bereits in der Edition Octopus erschienen. In diesem „unsachlichen Sachbuch“ schreibt er darüber, wie es ist, wenn Mann, Frau und Kleinkind von Oberkassel nach Oberammergau ziehen. Es ist extrem: extrem lustig zu lesen, extrem anders zu leben. Deshalb wohnt Schaeben heute zwar ländlich, aber nicht mehr in der Provinz, wie er schreibt. Sondern: „in einem Ortsteil einer Mittelstadt in der Nachbarschaft einer Second City im Einzugsgebiet einer Großstadt unweit einer Metropolenregion“ oder kurz: in Wegberg- Dalheim. Dort in der Stille, mit Blick auf meterhohes Nadelgehölz, schreibt Schaeben.